

Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 33. — Sonntag, den 14. August 1932.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Die Grafschaft Hartenstein

Von ***.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der erste Herr von Hartenstein, von dem wir wissen, ist Meinher Graf von Werben, der von der Saale ins Erzgebirge kam. Er gehört zu den Stiftern des Klosters Leins Zelle bei Aue und begabte dieses zusammen mit dem Markgrafen Otto dem Reichen, wie ein Auflassungsbrief vom 7. Mai 1173 beweist, mit 60 Hufen Neubruchland, die wenigstens teilweise auf Hartensteiner Gebiet lagen. Wichtiger noch ist eine andere Klostergründung, nämlich die des Zisterzienserstifts Grünhain durch seinen Sohn Burggraf Meinher II. von Meißen. Urkunden aus den Jahren 1233 und 1240 bezeugen die Fürsorge des Stifters für das Hauskloster seines Geschlechts; in der zweiten Urkunde heißt es: „Meinhart, von Gottes Gnaden Burggraf zu Meißen, bekennen, daß wir um der Ehre der hochgelobten Jungfrau Maria und des lieben heiligen St. Nicolaus dem würdigen Gotteshaus und Kirche zu Grünhain diese nachgeschriebenen Dörfer mit Namen Beyervelt, Sachsinvelt, Raschau, Markquartispach (Markersbach), Newnhufen (Mittweida oder Scheibe), Schwarzpach, Wernhardispach (Bernsbach), Westervelt (Versuchsfiedlung zwischen Beierfeld, Grünhain u. Bernsbach), Dittersdorf, Wildenau mit allen ihrem Nutzen geliehen haben, . . .“ Alle diese Orte lagen rings um Grünhain auf dem Boden der Grafschaft. Aber damit erschöpfte sich die Spendefreudigkeit nicht, sondern auch in späteren Zeiten hören wir von neuen Schenkungen. Wenn Grünhain schließlich eines der reichsten Klöster Sachsens war, so hatte es dies wesentlich den Hartensteiner Grafen, und zwar nicht nur den Meinheringern, sondern auch ihren Nachfolgern, den Schönburgern, zu danken.

So oft die Meißner Burggrafen im westlichen Erzgebirge weilten, mögen sie auf Schloß Hartenstein gewohnt haben; die Verwaltung der Grafschaft lag indes in der Hand von Bögten, während die Bewachung der Burg mehreren Lehnleuten anvertraut war, deren Niederlassung vor dem Tor den Kern des Städtchens bildete. Ebenso war Schloß Stein an ritterliche Dienstmannen verliehen, unter denen sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts auch Kunz von Rauffungen, der Prinzenräuber, befand. Das Auftreten dieser Lehnleute scheint allerdings mitunter sehr eigenherrlich gewesen zu sein, vor allem scheinen sie es mit den Begriffen Mein und Dein nicht sehr genau genommen zu haben, denn 1320 beklagte sich der Pfarrer von Neumark bitter über die Schmälerung seiner Einkünfte „wegen der häufigen Streifzüge der Raubritter daselbst (d. h. auf den

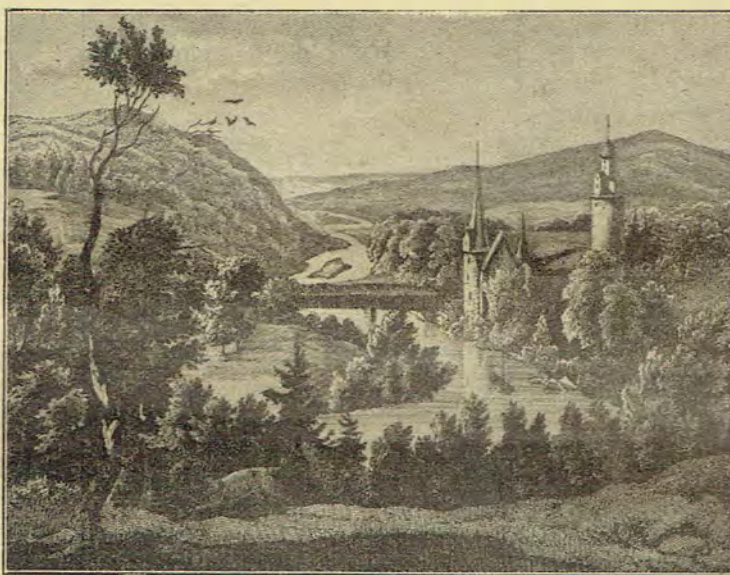
Schlössern Hartenstein und Stein) was eine ganz gewöhnliche Beschäftigung derselben ist und keineswegs als Frevel gilt.“

Verhältnismäßig früh war im Gebiet der Grafschaft Hartenstein Bergbau rege, der neben Eisen, Kupfer und Blei auch Silber ausbrachte. So waren in der Umgebung von Elterlein an der Winterleithe und in den Ruten, bei Waschleithe und im Schmiedewald, dem späteren Fürstenberg, Gruben im Gang, daneben bestand in der Gegend von Langenberg lebhafter Bergbau auf Eisen- und Manganerze. Die Ausbeuten, vor allem das Silberausbringen, scheinen schon sehr bald beachtlich gewesen, da es Markgraf Friedrich der Gebissene für nötig hielt,

seine landesherrlichen Regalitätsrechte gegenüber den Hartensteiner Grafen geltend zu machen. Am 28. Juni 1339 schloß er mit den Burggraf Meinher IV. von Meißen einen Vertrag betreffs des Bergbaus in der Grafschaft Hartenstein und dem Gebiet der Mönche zu Grünhain ab, in dem den Herrschaftsinhabern außer den üblichen grundherrlichen Rechten ein Drittel des Zehntens zugestanden wurde.

1406 verpfändete Heinrich I. „von Gottes Gnaden des heiligen Römischen Reiches Burggraf zu Meißen und Graf zum Hartensteyne“ seinen Besitz mit Ausnahme der Herrschaft Pöhlberg für „8000 gute alte Rheinische Gulden, gut am Golde, schwer genug an Gewichte, die zu den Zeiten gang und gäbe sind,“

an Veit von Schönburg, Herrn zu Glauchau. Da er die Einlöfungsfrist nicht einhielt, ging die Grafschaft in ihrem ganzen Umfang acht Jahre später an den Schönburger über, der sich 1417 auf dem Rostnitzer Konzil von Kaiser Sigismund mit ihr belehnen ließ. An diesen Besitzwechsel knüpfte sich ein längerer Rechtsstreit mit den Reußen von Plauen, die den Meinheringern im Meißner Burggrafenamt gefolgt waren und Ansprüche auf deren erzgebirgische Besitzungen erhoben, so daß die Schönburger erst 1439 in den ungestörten Genuß ihrer Neuerwerbung treten konnten. Bei dieser Gelegenheit verlor die Grafschaft übrigens ihre Unabhängigkeit gegenüber Meißen-Sachsen, insofern die neuen Herren versäumten, das Pfand rechtzeitig in einen Effektivbesitz überzuführen, sie mußten daher als „Herrn der Grafschaft Hartenstein“ den Landesherrn gegenüber in Untertanenverhältnis treten. Nur etwa 120 Jahre konnten sie sich im vollen Besitz der Grafschaft behaupten. Am 2. Mai 1559 kaufte Kurfürst August, der kluge Rechner den größeren südlichen Teil, der etwa drei Viertel des Gesamtbesitzes ausmachte, für 146 000 Meißner Gulden von den unmündigen Brüdern Georg, Hugo und Wolf von Schönburg. Infolgedessen



Schloß Stein um 1840.

gelangte das Amt Crottendorf, nach dem schon Kurfürst Moritz, wenn auch vergeblich, gestrebt hatte, mit den Bergstädten Oberwiesenthal und Scheibenberg, beide Gründungen der Schönburger, und den Orten Neudorf, Crottendorf, Rittersgrün, Großpöhla und Mittweida samt allen zugehörigen Hammerwerken, Kalkbrüchen, Bächen und den ausgedehnten Wäldern des Fichtelberggebietes an die Wettiner, die es zum Amt Schwarzenberg schlugen.

Damit brechen die unmittelbaren Beziehungen ab, die das Obererzgebirge Jahrhunderte lang mit der alten Muldenburg Hartenstein verbanden. Sie in rückschauendem Sinne wieder anzuknüpfen und dabei auch dankbar der Erschleßer und Wegbereiter deutscher Kultur in unseren Bergen zu gedenken, ist jetzt durch einen Besuch der Schlösser Stein und Hartenstein Gelegenheit gegeben.

Der Waldschwarze

Eine erzgebirgische Dorf- und Päschergegeschichte von Karl May, dem Schriftsteller und Erzähler der spannenden Indianer-Geschichten. (8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ihr habt vom Waldschwarzen gesprochen? Was weißt du von ihm?“ fragte der Feldbauer die Martha.

Sollte sie verraten, daß der Geliebte alles wisse? Nein, es könnte sein Untergang sein. Also antwortete sie nur:

„Ich hab ihn gesehen.“

„Du? Wo?“

„In der Brunnenstube.“

Sie sah ihm fest in die Augen. Er konnte seinen Schreck nicht verbergen und fuhr einen Schritt zurück.

„Wer ist's?“ fragte er mit lauernden Augen.

„Du selber!“

Da, wo die Mutter stand, erscholl ein tiefer Seufzer. Das Entsetzen hatte ihr sogar den Schrei versagt. Sie lag an der Erde.

„Oh, mein Gott, die Mutter stirbt!“ rief das Mädchen aus.

Sie wollte hin zu ihr. Er hielt sie fest.

„Daß sie liegen! Sie ist zäh wie eine Kaze und macht die Augen ganz von selber auf. Nun weiß ich auch, warum der Bachbauer von der Perücke und der Larve geredet hat. Du hast ihm alles erzählt?“

„Ja.“

„Also stehts so! Du hast dich an den Lumpen, den Frieder, so verhängt und deinen eigenen Vater an ihn verraten! Ich sollte dich bei den Haaren ergreifen und — Aber nein, ich werds nicht tun; du und deine Mutter, ihr seid den Griff nicht wert. Geh hin zu ihr, und wenn sie erwacht, so kommst du mit ihr hinauf in meine Stube!“

Er ging davon. Droben angekommen, wanderte er mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, dabei murmelte er:

„Waldschwarzer, dein Reich geht zu Ende, so schnell und plötzlich, wie du es nimmer geglaubt hast! Noch ist's Zeit; noch wissen sie nicht alles, und ich werde die Maßregeln so ergreifen, daß ich alles noch rette, was ich erworben hab. Will er Anzeige machen, so mag ers tun; ich bin zu Ende, noch eh sie kommen. Und wie nun, wenn ich ihn hinhalte, bis ich fertig bin? Ja, das ist das Beste. Die Weiber müssen hinab! Da können sie nicht plaudern, und ich fahr zum Schwäher, jenseits der Grenze, der mir den Hof abkauft. Er hat ihn längst bezehrt und kann ihn gleich bezahlen, wenn ich mit ihm Abrechnung halte. Morgen bring ich ihn mit; wir versammeln die Leute, wozu ich den Zettel gleich nachher lege; er übernimmt das ganze Geschäft und mag dann tun, was er will. Dann geh ich in die Welt und lache der klugen Leute, die alle Finger nach mir strecken und doch nichts greifen als die Luft.“

Er begann, sich umzuziehen.

„Der Buschweibel mag stecken, bis ich zurückkehre; vielleicht darf er gar nimmer wieder heraus. Und der Bachfrieder, ja, mit dem hab ich noch eine Furcht zu adern, bei der ihm Hören und Sehen vergehn soll. Was hat er nach mir zu spüren? Ist

er Soldat oder Jäger oder Grenzer? Er hat ein unberufenes Amt übernommen, und ich werde ihm dafür die Löhnung zahlen bis zum letzten Heller. Ich weiche nicht eher aus dem Ort, bis er dasselbe Gesicht hat wie der Goliath; das bin ich mir und dem Nachfolger schuldig!“

Jetzt führte Martha die Mutter her. Beide blieben unter der Tür stehn und sprachen kein Wort.

„Wir verreisen. Macht euch fertig, und nehmt Speise mit für einen Tag oder zwei“, befahl er. „In einer Viertelstunde wird angespannt.“

„Wohin, Vater?“ fragte Martha.

„Das geht euch nichts an; das ist meine Sache.“

„Auf zwei Tage? Und wir alle drei? Willst den Hof verwaist zurücklassen?“

„Halt den Mund, und tu, was ich befehle“, herrschte er sie an; „du hast die Suppe eingebrocht und kannst sie nun auch ausröfeln!“

Sie gingen.

„Was hat er vor?“ fragte die Mutter.

„Ich weiß nicht, aber nichts Gutes; das ist sicher. Mir ist's auch gleich, Mutter! Seinetwegen darfst dich nicht vergrämen und verjammern! er ist's nicht wert. Sei stark; tu mir's zu liebe! Weißt nicht, was der Bachbauer gesagt hat? Der Vater mag verreisen, wohin er will; ich pack meine Sachen und geh zum Bachhof. Kommst mit?“

„Nein. Das gäbe einen Skandal, wie er nicht größer gedacht werden kann. Harre aus bei mir, Martha; vielleicht hilft Gott, daß alles noch gut wird!“

„So will ich bei dir bleiben; aber das tu ich: ich schick zum Frieder und laß ihm sagen, daß der Vater uns wegzwingt und nicht sagt wohin. Darf ich?“

„Ja, tus; doch laß nichts davon merken!“

Martha erteilte ihren Auftrag einem Tagelöhner, der nicht so leicht wie das Hausgesinde vermist werden konnte. Der alte Mann konnte sich trotz ihrer Mahnung nicht sofort von seiner Arbeit trennen und machte sich dann nur langsam auf den Weg. Er traf Frieder im Hof des Bachguts beschäftigt.

„Recht, daß ich dich gleich finde“, berichtete er. „Die Martha läßt dir schnell sagen, daß der Bauer sie mit der Mutter auf den Wagen packt und fortschaffen will.“

„Wohin?“

„Das hat er nicht gesagt. Sie müssen Speise für zwei Tage mitnehmen.“

„Und wann gehts fort?“

„Sogleich. Das Geschirr stand schon bereit, als ich ging.“

„Jetzt sogleich, wo es bereits dunkelt?“

Er eilte hinaus auf die Straße und schritt eine Strecke auf ihr hin, bis er den Feldhof erblicken konnte. Aus dem geöffneten Tor rollte in diesem Augenblick der Wagen mit dem Bauer vorn auf dem Boß und den Frauen auf dem Innensitz. Der Bauer hatte sein Augenmerk auf die Pferde gerichtet, die ihm zu schaffen machten, und hielt das Gesicht von dem Dorf abgewandt. Frieder benutzte dies, trat hinter dem Straßenbaum, der ihn verbarg, hervor und winkte. Sein Zeichen wurde von Martha durch Heben des Taschentuchs beantwortet. Er eilte zurück und gebot dem Knecht, schleunigst zu satteln; dann ging er zu den Eltern.

„Soeben schleppt der Feldbauer die Martha mit ihrer Mutter fort. Sie wissen nicht wohin, und haben zu mir gesandt. Ich muß sehn, was er mit ihnen tut, und reite ihm nach!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er auf sein Zimmer, warf sich in andre Kleider und lenkte schon nach wenigen Augenblicken zum Tor hinaus. Die Geliebte sollte ihm entrissen werden; er mußte ihr folgen und gab dem Braunen die Sporen. Im Galopp flog dieser die Straße dahin; der Wald war in kaum einer Minute erreicht, und hier, wo die Landstraße in schnurgerader Richtung allmählich bergan stieg, sah er trotz der

hereinbrechenden Dunkelheit das Gesicht des Feldbauern in ziemlicher Ferne vor sich.

„Er fährt nach der Grenze. Vielleicht schafft er sie zum Kaufmann hinüber, mit dem er das Geschäft macht. Ich reite nur langsam, denn er darf mich nicht bemerken.“

Er ließ das Pferd im Schritt gehn, und erst, als die Berge jenseits der Höhe verschwunden waren, nahm er die Zügel zum scharfen Trab empor. Auf der Höhe angekommen, wo rechts und links ein paar schlecht befahrene Holzwege in den Forst abzweigten und die Straße sich wieder abwärts senkte, vermochte er den Wagen nicht mehr zu erkennen.

„Er hats eilig und ist scharf gefahren. Vorwärts, ich darf ihn nicht aus dem Auge verlieren!“

Eine Viertelstunde verging, das nächste Dorf lag vor ihm, und noch hatte er die Gesuchten nicht erreicht. Bei der Wegzollannahme hielt er an.

„Ist hier ein Wagen vorüber, Fuhs und Schimmel angespannt?“ fragte er den Einnehmer.

„Nein“, antwortete dieser.

„Ganz gewiß nicht?“

„Ganz sicher nicht. Ich bin seit einer Stunde nicht vom Fenster weggekommen.“

Frieder warf den Braunen herum und jagte zurück.

„Er hat eine Schelmerei vor und ist in einen von den beiden Waldwegen eingelenkt!“

Als er die Höhe wieder erreichte, stieg er ab, um die Wege zu untersuchen. Es war nun mittlerweile dunkel geworden; das Licht des Zündholzes reichte zu seinem Zweck nicht; er trat zu einer knorrigen Kiefer, die niedrig und verwachsen, am Waldesrand stand, und fand glücklicherweise einige von Insektenstichen erzeugte Harzäpfel. Rasch war einer davon in Brand gesetzt, und bei dem breitschender Licht sah er deutlich die schmalen Spuren der Wagenräder, die rechts von der Straße in den Forst hineinführten und von den ältern, tiefer und breiter gehenden Gleisen der hier verkehrenden Holzfuhwerke zu unterscheiden waren.

„Was hat er hier gewollt? Der Weg geht auf der Höhe hin zur Zechen, und kein anderer zweigt sich von ihm ab. Ich muß ihm folgen, aber das Pferd wird mich verraten. Hier anbinden und zurücklassen darf ichs nicht. Ich reite im Gelopp nach Haus, gebs ab und springe den Berg hinauf zur Zechen; das ist das Beste, was ich zu tun vermag.“

Er stieg wieder auf, um diesen Voratz auszuführen. Da war es ihm, als vernehme er den unbewachten Knall einer vorsichtig geführten Peitsche.

„Was ist das? Kommt er vielleicht zurück?“

Ein dumpfer Ton ließ sich hören, als ob ein Wagenrad an einer aus dem Weg hervorstehenden Wurzel stöße. Schnell war er wieder von dem Tier herunter, zog es zwischen die nächsten Bäume, verhüllte ihm mit einem Taschentuch die Klüster und versuchte, es durch Streicheln zur möglichsten Ruhe zu bewegen. Es gelang; der Braune gab keinen Laut von sich, als der Wagen hart an seinem Herrn und ihm vorüberging und dann in die Straße einlenkte.

„Das war er. Ich hab ihn genau erkannt; er fährt nach der Grenze. Aber wo sind die Frauen? Sie waren nicht darin. Er hat ihnen ein Leid getan, das ist sicher! Und statt ihnen zu Hilfe zu kommen, hab ich beinahe eine Stunde versäumt mit Umweg und Förschung nach der Spur! Es muß was ganz Absenderliches sein, sonst hätte er nicht das Wagnis unternommen, heut, wo der Wald von Soldaten wimmelt, gar mit dem Fuhrwerk der Gefahr zu trozen.“

Noch im Zweifel mit sich selbst, vernahm er jetzt ein lautes Rascheln, das sich der Straße näherte. Einige Soldaten sprangen, als hätte er sie durch die soeben gemachte Erwähnung gerufen, über den Graben und traten, als sie ihn erblickten, mißtrauisch auf ihn zu.

„Wer da?“ fragte einer von ihnen.

„Gut Freund! Kennt Ihr mich?“ antwortete er.

Es war einer von den beiden, die auf dem Bachhof lagen.

„Der junge Herr mit dem Pferd!“ meinte er. „Ist was am Zeug gerissen?“

„Nein. Ich will noch zum Förster und mag mit dem Gaul doch nicht in den Wald; der Hafer sticht ihn heut, und er könnte mir Dummheiten machen. Ihr geht doch nach dem Dorf?“

„Wir sind grad drüber! Soll ich das Pferd mitnehmen?“

„Ja. Sagt dem Vater, daß ich bald nachkomme! Ist der Feldweibel gefunden?“

„Nein. Den braucht Ihr nicht wieder durchs Fenster zu reisen!“

Sie gingen mit dem Braunen ab. Er konnte ihnen das Pferd getrost anvertrauen; seine Stärke hatte ihn in Achtung gesetzt, und die gute Pflege des Bachhofs war nach der unliebsamen Tanzgeschichte das beste Mittel zur allmählichen Aussehnung gewesen.

Er folgte dem Holzweg, ohne etwas Auffallendes zu bemerken. Auf der Zechthalde angelangt, stieg er auf die gewöhnliche Weise in die Scheune; er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Ort mit dem Verschwinden der zwei Frauen in Verbindung stehe.

Als er einen von den mitgenommenen Holzäpfeln in Brand gesteckt hatte, gewahrte er eine kleine Blendlaterne, die an einem Nagel hing.

„Er ist hier gewesen und hat die Laterne zurückgelassen, weil er sie nicht braucht. Mir ist grad recht, denn ohne sie könnte ich nichts beginnen!“

Er brannte sie an und untersuchte nun das Innere der Scheune. Auf den ersten Blick schien alles in gewöhnlichen Zustände zu sein, doch bald fiel ihm ein Seilende auf, das unter dem Heu hervorblickte. Er entfernte die Bündel und gewahrte nun, was ihm bei seinen bisherigen Besuchen dieses Ortes entgangen war! Unter dem Heu befand sich ein vollständiges Haspelwerk und dabei ein Fahrstuhl. Er sah sich nach einer Spur der Geliebten um, aber es war nichts zu bemerken. Nun schaffte er die Haspel über das Mundloch, hing den Fahrstuhl ein, stieg auf und ließ sich hinab.

Es ging schneller und sicherer als mit der einfachen und immer unzuverlässigen Vorrichtung, deren er sich das letztmal bedient hatte.

Unten angekommen, stand er eben im Begriff, in den Stellen einzubiegen, als er einen Laut vernahm, der sich aus der Tiefe des zweiten Schachts hervorzuringen schien. Er kriete an der Oeffnung, die er heute ebenso unbedeckt fand wie letzthin, nieder und rief hinab:

„Ist wer da unten?“

Es erfolgte eine Antwort, die er nicht verstehen konnte.

„Martha!“

Er legte das Ohr auf den Boden, und jetzt war es ihm, als ob er seinen Namen rufen höre. Nun leuchtete er hinab und entdeckte zwei eiserne Haken, aber die Leiter, die an ihnen befestigt war, fehlte. Wenn die Frauen wirklich unten wären, wie hatte der Feldbauer sie hingebacht? Er schritt ein Stück in den Stollen hinein, um irgendeinen Anhalt zu finden, und hatte sich nicht getäuscht. Die vermiste Fahrleiter lag am Boden. Sie war entfernt worden, um den Gefangenen, die günstigenfalls nur einen Teil des Schachts zu ersteigen vernuchten, die Flucht abzuschneiden. Er hing sie ein, erprobte ihre Festigkeit und stieg hinab. Die Fahrleiter stieß an eine zweite, diese an eine dritte, und so kam er langsam, aber ohne Aufenthalt immer weiter hinab, bis er ganz vernehmlich hörte:

„Frieder, bistu, oder ist ein anderer?“

„Martha, ich bins!“

Ein Jubelruf erschallte, und als er den Boden unter sich fühlte, schlangen sich zwei Arme um ihn.

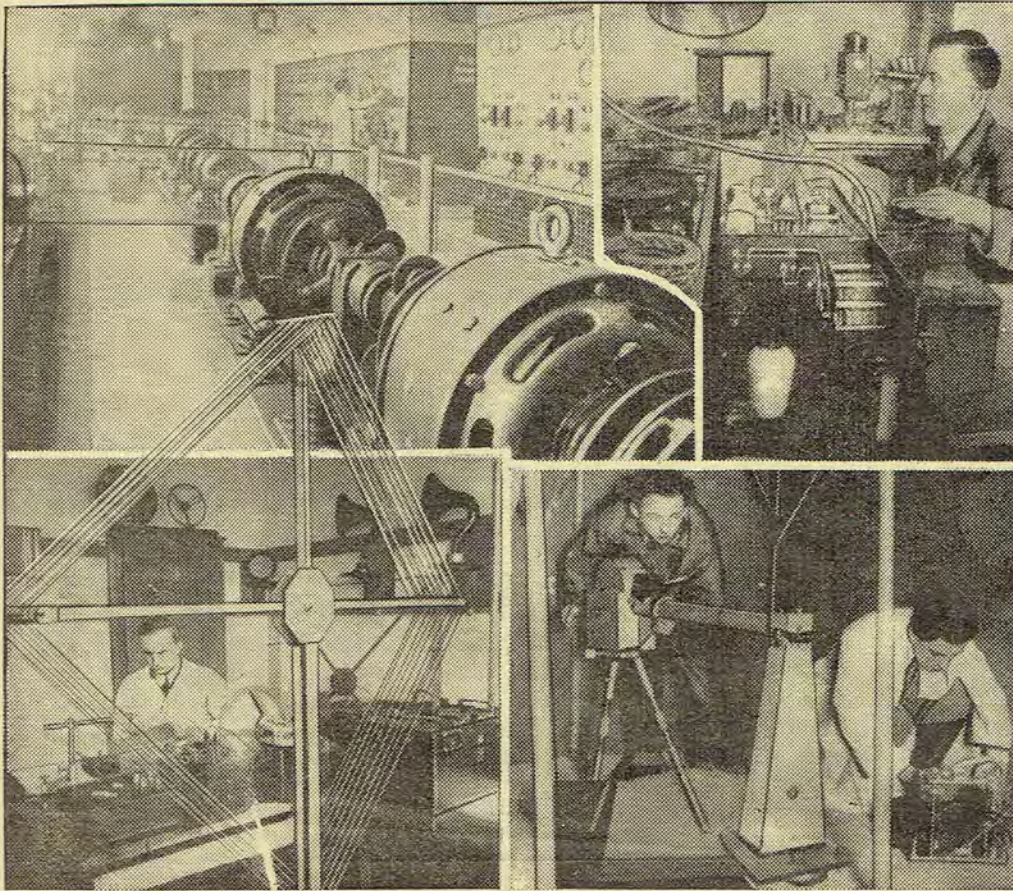
„Ich hab deinen Wink gesehn und darum gewußt, daß du kommen würdest!“

Dann verließen sie ihre bis aufs äußerste abgespannten Kräfte; sie sank auf den feuchten, modrigen Boden neben der regungslosen Mutter nieder, die von dem, was bei ihr geschah, nichts zu bemerken schien.

Er untersuchte sie. Sie lebte, aber ihr Puls ging kaum bemerkbar, und alle an sie gerichteten Worte hallten erfolglos an ihr Ohr.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Bilder aus aller Welt



Vor dem Beginn der Großen Berliner Funkausstellung 1932.

(Zu nebenstehenden Bildern.)

Am 15. August wird in Berlin die große deutsche Funkausstellung 1932 eröffnet, auf der wiederum dem Publikum ein Ueberblick über die theoretischen und praktischen Fortschritte auf dem Gebiet der Radiotechnik geboten wird. Unsere Bilder aus dem Heinrich-Hertz-Institut für Schwingungs-Forschung, dessen Ausstellung diesmal den wissenschaftlichen Mittelpunkt der Gesamt-Ausstellung bilden wird, stellen dar: Oben links: Riesenstromerzeuger in den Maschinenanlagen des Instituts; oben rechts: Atmosphärische Störungen werden im Institut genau auf ihre Intensität und ihren Wirkungsbereich untersucht; unten links: Die Kristallsteuerung eines Kurzwellensenders wird überprüft; unten rechts: Meßzelt und Meßgeräte zur Untersuchung der Bodenschwingungen.

Zur bevorstehenden Funkausstellung in Berlin.



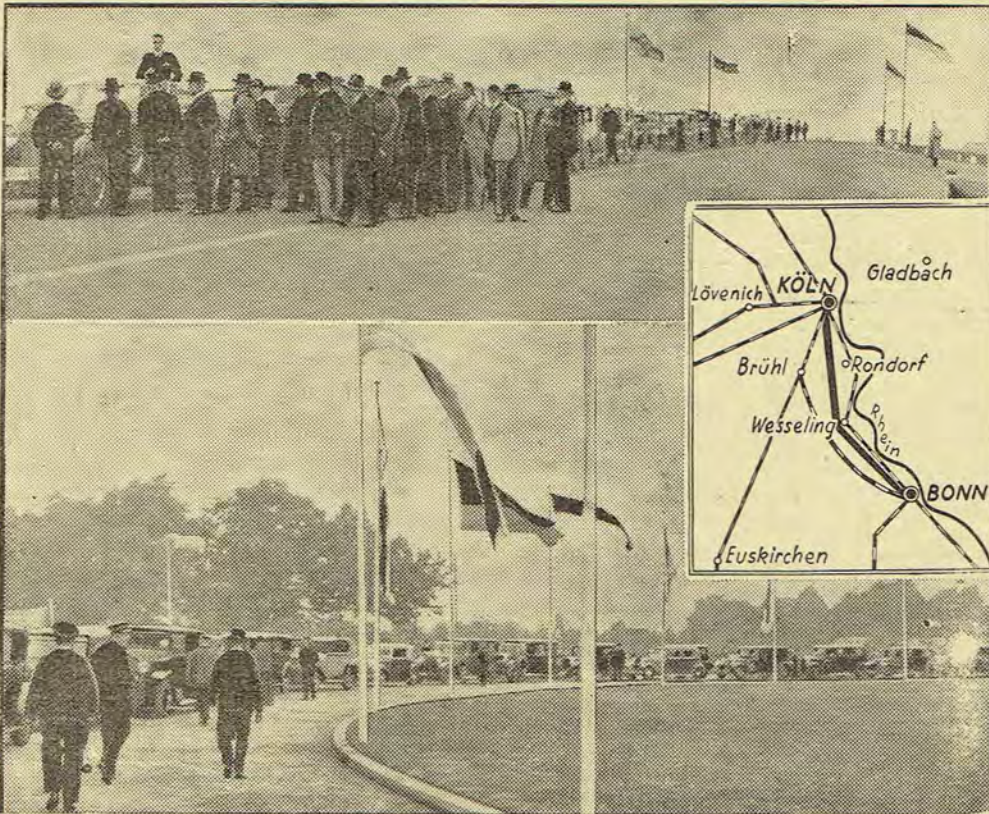
Romantik der Wolkenkrieger.

Der 235 Meter lange Riesendampfer „Manhattan“, das größte bisher in Amerika gebaute Schiff, passiert auf seiner Jungfernfahrt die phantastischen Wolkenkrieger von Newyork.



Wird diese Rakete in die Stratosphäre vordringen?

Die Rakete des Berliner Ing. Johann Winkler, die in dieser Woche von der Greifswalder Die starten sollte, zunächst um den bisherigen Lustraketenrekord von 4000 m Höhe zu brechen, später um Stratosphärenhöhen von rund 15 000 m Höhe zu erreichen. Die Rakete, deren Herstellung 15 000 M kostet, hat eine Höhe von 2 m und einen Durchmesser von einem halben Meter, weist aber ein Leergewicht von nur 10 Kg. auf.



Von der Eröffnung der Nur-Autostraße zwischen Köln und Bonn.

Die neue Straße, die mit einem Kostenaufwand von 8,5 Millionen Mark errichtet wurde, ist ganz ohne Plankreuzungen erbaut und ermöglicht eine Erzielung von Geschwindigkeiten bis zu 120 Kilometer. Nebenstehend zeigen wir Bilder von der neuen Autostraße mit den Wagen, die als erste die Strecke durchfuhren. Mitte rechts: Karte der neuen Autostraße zwischen der Rhein-Metropole Köln und der Universitätsstadt Bonn.

Deutsche Helden von Los Angeles.

Die Deutschen Eberle (rechts) und Sievert, die den dritten und fünften Platz im Zehnkampf belegten. Sievert hatte nach dem siebenten Wettbewerb den ersten Platz unter allen Teilnehmern belegt, verletzte sich aber beim Stabhochsprung am Fuß und konnte dann nur noch mäßige Leistungen erzielen, während Eberle sich gerade in den letzten Wettbewerben nach vorn brachte.



Montgolfieren-Aufstieg mit Fallschirmabsprung.

Auf dem Gelände der Berliner Sommerausstellung erfolgte jetzt ein Aufstieg mit einer Montgolfiere, jener Urform des Ballons, die nicht mit Gas, sondern mit erhitzter Luft gefüllt wird. Den Aufstieg machte ein Artist mit, der hoch in der Luft seine halsbrecherischen Kunststücke am Trapez vorführte und schließlich durch Fallschirmabsprung wieder auf dem Startplatz landete. Unsere Bilder zeigen: oben: Die Füllung der Montgolfiere; unten links: Dem Artisten wird der Fallschirmgürtel angezogen; rechts: Der Aufstieg der mit warmer Luft gefüllten Hülle.

„Martha, wie seid ihr herabgekommen?“ fragte er das Mädchen.

Sie konnte unter dem jetzt ausbrechenden Schluchzen nicht antworten.

„Weine nicht, Martha, sondern sei stark um der Mutter willen, sonst weiß ich nicht, was ich mit euch beginnen soll!“

Sie faßte sich mit Gewalt und berichtete ihm folgendes:

„Er sagte, wir würden verreisen, und gebot, Speise für zwei Tage mitzunehmen, hier liegt sie neben der Mutter im Tuch. Dann sind wir bis zur Dunkelheit gefahren und schließlich hielten wir vor der Zehle. Da hat er die Scheune geöffnet und uns hineingestoßen. Was nun gefolgt ist, kann ich nicht erzählen. Wir wollten nicht hinab, bis er das Messer zog und uns die Wahl ließ zwischen Gehorsam und Tod. Von da an hat die Mutter keinen Laut getan und ist wie tot gewesen bis jetzt. Ich hab dann in dem furchtbaren Loch herniedersteigen müssen, und die Mutter hat er sich auf den Rücken gebunden und herabgetragen. Dann ging er wieder hinauf und hat gesagt, daß er morgen wiederkommen werde. Ich hab erst bei der Mutter gelegen und geweint, daß mir der Atem verging. Dann mußte ich an dich denken, Frieder, und ich hab die Hände gerungen und gebetet, der liebe Gott möge deine Schritte herbeilenken, damit du uns findest und befreist.“

„Er hat sie gelenkt, Martha, und nun laß ich dich nicht wieder von mir fort, damit du nicht wieder in die Hände des Wüterichs geräthst, der kein Gefühl und kein Erbarmen kennt. Er hat Angst gehabt, daß du plaudern würdest, und euch gefangen genommen. Aber das soll die letzte Karte sein, die er spielt; sobald er zurückkehrt, ist's mit ihm aus. Ich hab ihm Verzeihung geben wollen; er aber hat sie verschmäht, den Vater verhöhnt und dich mißhandelt und gar mit dem Messer bedroht. Er hat mit der Sünde gespielt, und sie mag ihn verschlingen!“

Er leuchtete in dem Raum umher.

„Wie nun, wenn hier giftige Luft vorhanden wäre? Dann läßt du tot mit der Mutter hier. Komm herauf; ich kann dich keine Minute länger hier unten sehen.“

Die Fahrt war noch fast neu. Der Waldschwarze hatte sie jedenfalls unlängst erst angefertigt, und man konnte sich ihr unbesorgt anvertrauen. Die Furcht vor dem Messer des Vaters hatte Martha die Kraft gegeben, den gefährlichen Weg zurückzulegen; jetzt stärkte sie das Vertrauen auf die Nähe des Geliebten. Von ihm unterstützt, gelangte sie hinauf in den Stollen. Er ließ sie hier auf kurze Zeit allein und kehrte zur Mutter zurück. Was der Feldbauer vermocht hatte, mußte auch ihm gelingen; er brachte die Besinnungslose wohlbehalten empor. Sie schlug für einen kurzen Augenblick die Augen auf; ihr Blick fiel auf zwei geliebte Gesichter; ein müdes Lächeln ging über ihre bleichen Züge; dann schloß sie die Augen wieder. Frieder zog seine Jacke aus und legte sie ihr unter den Kopf.

„Wir dürfen sie nicht allein lassen; das Schachtloch ist in der Nähe. Beträufel dich, ein paar Minuten hier im Finstern zu sein, bis ich Wiederkehr, Martha?“ fragte er.

„Es ist so schaurig hier unter der Erde, Frieder. Mußt denn fort?“

„Ja. Ich muß den Buschweibel suchen.“

„Du denkst, auch der ist hier?“

„Ja, wenn er noch lebt. Ich geh an die Höhle, von der ich dir und den Eltern erzählt hab. Hier hast Zündholz und Harzäpfel; sie reichen wohl, bis ich Wiederkehr.“

„Frieder, geh nicht fort! Ich hab so Angst, daß dir was Böses begegnet.“

„Sei ohne Sorge! Ich bin heut ganz sicher.“

Er hob die Fahrt wieder aus und legte sie an dieselbe Stelle, wo er sie gefunden hatte; dann folgte er dem Stollen. Dabei beeilte er sich, so sehr er konnte, um die Geliebte nicht lange in Ungewißheit zu lassen. Auf der ganzen Strecke fand er nichts Bemerkenswerthes; an der Mauer angekommen, schob er einen Riegel zurück; sie folgte einem Druck, und er schlich sich jetzt an die wohlverschlossene Tür des Gefängnisraumes. Eine Kette klorrte im Innern. Er durfte den Gefangenen nicht be-

freien, weil dessen Abwesenheit den Verdacht der Schmuggler erregen konnte, und ebensowenig wollte er mit ihm sprechen, bevor alle Maßregeln zur Ergreifung der Verbrecher getroffen waren. Eine Unvorsichtigkeit des Buschweibels konnte alles vereiteln. Aber wissen mußte er doch, wer der Gefangene sei. Er führte einen einzigen raschen Schlag gegen die Tür.

„Wer ist draußen? Macht auf! Ich hab's ja tausendmal gerufen und gebrüllt, daß ich den Spion machen will, wenn ihr mich nicht hängt!“ rief es von innen.

Frieder hatte genug gehört. Es war die Stimme des Buschweibels, und seine Worte enthielten eine kurze, aber deutliche Beschreibung dessen, was er während seiner Gefangenschaft erfahren hatte. Er kehrte in den Vorratsraum zurück, schob den Riegel vor und eilte zu Martha. Diese empfing ihn mit den Worten:

„Wie lange bist fortgeblieben, Frieder! Ich hab große Furcht gehabt; das Licht hat nicht gelangt, und die Mutter ist wie tot. Ach, Gott, was wird noch alles geschehn?“

„Hab guten Mut, Martha! Schau, hier ist der Fahrstuhl. Zusammen können wir nicht empor; hernieder ist's leichter gewesen. Die Mutter muß zuerst hinauf. Willst warten?“

„Ja.“

Er legte die Bäurin in den Stuhl, stieg selbst hinein und zog an. Oben angelangt, bettete er die Besinnungslose auf das weiche Heu und kehrte zurück, um auch Martha heraufzubringen. Trotz seiner Stärke fühlte er sich von der Arbeit und der Aufregung ermüdet. Er mußte ausruhn, ehe er daran ging, das Innere der Scheune in Ordnung zu bringen. Als dies geschehn war, öffnete er den Laden und half dem Mädchen hinaus. Dann reichte er ihr die Mutter, deren bewußtloser Zustand alles ungemein erschwerte, und folgte dann selbst nach.

„Gott sei Dank; jetzt erst ist's glücklich vorüber. Komm nach dem Bachhof, Martha!“

„Soll ich nicht nach Haus, Frieder?“

„Nie wieder und heut erst ganz und gar nicht! Der Bauer muß denken, ihr seid noch immer im Schacht, und damit er die Befreiung nicht erfährt, darf euch kein Mensch sehn, bis alles zu Ende ist.“

Frieder hob die Feldbäurin empor, nahm sie in die Arme wie ein Kind und stieg, gefolgt von der Geliebten, mit ihr den Berg hinab. Glücklich und ungesehn in der Nähe des Bachhofs angelangt, blieb er stehn, um für einen Augenblick zu verschmaufen; da tauchte eine in einen Mantel gehüllte Gestalt vor ihm auf, der Hahn einer Pistole knackte und eine befehlende Stimme gebot:

„Halt, steht! Wer seid Ihr?“

Frieder erkannte den Leutnant, der eine ganz besondere Veranlassung haben mußte, hier so nah am Dorf und in eigner Person Streife zu gehn.

„Der Bachbauer, Herr Leutnant. Haben Sie ein wenig Zeit?“

„Vielleicht. Warum?“

„Bitte, kommen Sie mit herein in den Hof. Ich hab Ihnen Wichtiges mitzuteilen!“

„So! Wer ist das Frauenzimmer, und wen haben Sie hier auf dem Arm?“

„Das werden Sie drin erfahren; hier ist nicht der Ort dazu.“

„So gehn Sie voran; ich werde folgen!“

Die Bachbäurin schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen, als sie die Kommenden erblickte.

„Du lieber Herrgott, Frieder, wen bringst denn da?“

„Die Martha mit ihrer Mutter, die ganz von Besinnung ist. Tu sie schnell ins Bett, und schicke den Knecht mit dem Wagen in die Stadt zum Doktor! Aber außer ihm und uns darf niemand wissen, daß sie und der Leutnant hier sind.“

Seinem Gebot wurde sofort Folge geleistet. Der Knecht fuhr schleunigst nach der Stadt, nicht anders glaubend, als dem Bachbauer sei plötzlich unwohl geworden; die Kranke wurde in weiche Federn gebettet, und Martha ließ es sich nicht nehmen, bei ihr zu bleiben. Die anderen aber sahn mit Ungeduld den Aufklärungen entgegen, die sie von Frieder zu erwarten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mooch'n - Feierabend



Meine Tabakspfeife.

Von Curt Eckel, Buchholz.

Wenn ich jetzt meine Tabakspfeife anbrenne, muß ich immer wieder daran denken, wieviel ich im Krieg meiner Tabakspfeife zu danken hatte. Die vielen langweiligen Stunden auf Posten im Schützengraben ließen sich viel besser abschrauben, wenn die Pfeife dazu brannte. Ich habe es gar oft gespürt, daß die Nerven beruhigter wurden, wenn ich rauchte. Selbst im Hockloch, wo wir drei Mann standen, mußte ich ein paar Züge tun. Natürlich durfte man bei der Nähe des feindlichen Schützengrabens kein Feuer sehen lassen. Es war ja auch verboten, Zigaretten dort zu rauchen; von der Pfeife hatte niemand etwas gesagt. Das war in Flandern bei Ypern. In dem strengen Winter 1916/17 war ich in der Champagne eines Tages früh 8 Uhr auf Lichtposten gezogen. Mittag 12 Uhr wurde ich erst wieder abgelöst, das heißt, ich konnte vielleicht heute noch stehen, wenn ich nicht einen zufällig vorbeikommenden Kameraden zu meinem Zugführer geschickt hätte. Ich war dort vergessen worden. Hätte ich da nicht immer tüchtig geraucht, wäre ich angefroren. Obendrein konnte ich mir noch die Hände am Pfeifenkopf wärmen.

Mitte März 1917 wurde unser Regiment von der Westfront nach Rumänien transportiert. Ich blieb mit einer Gruppe in der Stellung zurück zur Uebergabe an unsere Nachfolger. Wenn man längere Zeit in einem Abschnitt der Front liegt, wird man mit allen Sachen vertraut. Wir hatten am letzten Tag noch einmal in die vorderste Stellung zu gehen, um einige zurückgelassene Essenträger abzuholen. Zum Glück hatte das 3. Bataillon unsere großen Essenträger schon mitgenommen. So konnten wir wieder leer zurückgehen. Eigentlich hätten wir den weiteren Weg im Laufgraben gehen sollen. Um aber abzuschneiden, zogen wir vor, gleich über das freie Gelände zu springen. Wir waren noch nicht weit gelaufen, hatte uns schon der Franzmann erblickt und sandte uns — wir waren drei Mann — Schrapnells als Abschiedsgruß herüber. Ein Waldstück nahm uns auf und entzog uns so der Sicht. Hier konnte ich mir erst in Ruhe meine Pfeife anbrennen. Der Franzmann hatte aber ausgerechnet, daß wir drei Schnellläufer inzwischen durch das Waldstück hindurch sein müßten und daher das Feuer hinter den Wald verlegt. Wären wir gleich weitergestürmt, so wären wir mitten in das Schrapnellfeuer hineingeraten.

Ende März 1917 fuhren wir als Nachtrupp aus der Champagne nach Rumänien. Unser Nachtrupp, der alle Urlauber und Kommandierte mitnahm, bestand aus 80 Mann und zwei auf offener Lowry stehende Gepädwagen. Wir wurden in Betheneville an einen vorbeikommenden Jägertransportzug, der nach Mazedonien ging, angehängt. Die Fahrt ging durch Bayern nach Ungarn bis zum Rotenturmpaß in Siebenbürgen. Dort wurden wir abgehängt und blieben den ganzen Tag auf dieser kleinen Station liegen. Ich erinnere mich an diese Station deshalb so gut, weil dort mein Rauchtobak alle wurde. Ich erklärte natürlich unserem führenden Offiziersstellvertreter, daß ich nach Hause fahre und nicht mehr mit Krieg machen wollte, wenn ich keinen Tabak hätte. Diesem war natürlich sehr viel daran gelegen, daß ich weiter mitmachte, denn dazumal fehlte doch jeder Mann. Er frug gleich den ganzen

Nachtrupp, ob jemand für mich etwas Tabak habe, aber kein einziger hatte eine Pfeife Tabak. Nachmittag gegen 3 Uhr kam ein Transportzug bayrischer Alpenjäger durch die Station. Die Minute, die der Zug hielt, benutzte ich und frug in einem Abteil nach Tabak. Sofort reichte man mir rumänischen, ganz klar geschnittenen Tabak heraus; es war für eine Mark. Ich machte mich natürlich gleich an's Stopfen und brannte die erste Pfeife rumänischen Tabaks an. Ich hatte noch keine drei Züge getan, da kam ein Kamerad und brachte mir für eine Mark Tabak, die er von den bayrischen Alpenjägern gekauft hatte. Ich war noch über'm Bezahlen, als mir schon ein zweiter für eine Mark Tabak brachte. Wir haben natürlich darüber gelacht. Da kam aber noch ein dritter und vierter mit Tabak. Ich hatte schon einen ganz schönen Haufen des edlen Krauts im Grase liegen, als auch noch der Feldwebel für zwei Mark Tabak für mich brachte. Wir haben uns alle bald gewälzt vor Lachen, als auch noch ein sechster Kamerad mit Tabak ankam. Beinahe wäre mein ganzes Geld für Tabak aufgegangen. Alle Sachen mußten natürlich aus dem Tornister verschwinden, wanderten in einen Sandsack, und das kostbare Kraut wurde in den Tornister gepackt. Beim Zumachen mußte noch ein Kamerad darauf knien, damit ich die Schlaufe wenigstens ins erste Loch brachte. Nun konnte ich auch weiter mit Krieg machen.

Im August 1917 hatten wir die Front wieder weiter nach vorn gedrückt, weil die rumänische Regierung Bukarest verlassen und sich nach Jassi zurückgezogen hatte. Hier war ich bei den Kompagnietelephonern. Der Vormarsch kam zum Stillstand und wir lagen 9 Wochen ohne Unterstand und ohne jeden Unterschlupf in einem Russengraben am Serethfluß. Dieser Sereth hat mehrere Arme, die aber im Sommer alle ausgetrocknet sind. Der Fluß hat sich ein tiefes Bett in den weichen Sandboden gewühlt. Die Ufer sind an manchen Stellen 10 bis 20 Meter hoch. In einem solchen Seretharm mit hohen Ufern wurde der neue Regimentsgefechtsunterstand gebaut. Die Kompagnien unseres Bataillons hatten jede einen Telephoner mit zehn großen Stangen aus dem Schützengraben zum Bataillon zu senden, die den Anschluß des Bataillons an diesen neuen Regimentsgefechtsunterstand herstellen sollten. Von meiner Kompagnie mußte ich diesen Befehl ausführen; ich war noch der Gesündeste. Die anderen beiden Kameraden hatten die Ruhr und waren zu schwach, diesen weiten Weg in der Nacht zu machen. Am Abend vorher schlugen wir 10 Stück Haselnußtriebe, die ca. 2½ Meter lang waren, ab, und in der Nacht gegen 11 Uhr machte ich mich mit dieser Last auf den Weg. Selbstverständlich hatte ich mir erst meine Pfeife in Brand gesteckt, ehe ich den Graben verließ. Gegen Mitternacht kam ich beim Bataillons-Gefechtsunterstand an. Ich durfte da erst noch einmal mit essen und trinken. Unsere Feldküche hatte an diesem Abend nur dünnen Reis gebracht und eine Feldflasche voll Kaffee; das mußte für den ganzen anderen Tag ausreichen. Wasser gab es auch nicht. Den einzigen Brunnen in der Nähe eines Bahnwärterhauses mußten wir nach 3 Wochen schließen, da das Wasser nicht mehr zu genießen war: es lagen, wie die Untersuchung ergab, drei Tote darin. Wir mußten uns deshalb mit einer Feldflasche Kaffee den ganzen Tag begnügen. Wasser zum Waschen gab es ebenfalls nicht. Ich habe immer Weinbeeren ausgequetscht und mich mit dem Saft gewaschen; es war doch wenigstens naß, wenn es auch etwas geklebt hat. Deshalb war ich froh, daß ich hier beim Bataillon noch einmal mit essen und trinken durfte. Um 11 Uhr machten wir uns drei Mann auf den Weg, die Zeitung nach dem Regimentsunterstand zu legen. Wir hatten großes Glück; der Mond leuchtete uns bei der Arbeit. Wir hatten auch den kürzesten Weg gefunden, denn bereits 1/3 Uhr hatten wir den Anschluß fertig. Wir waren gerade damit beschäftigt, den Zettel „2. Bataillon“ an der Strippe zu befestigen, als aus den Unterständen zwölf Pioniere herauskamen und abrückten. Einer von uns sagte: „Die werden auch froh sein, daß sie wieder eintreffen können“. Sonst rührte sich nichts.

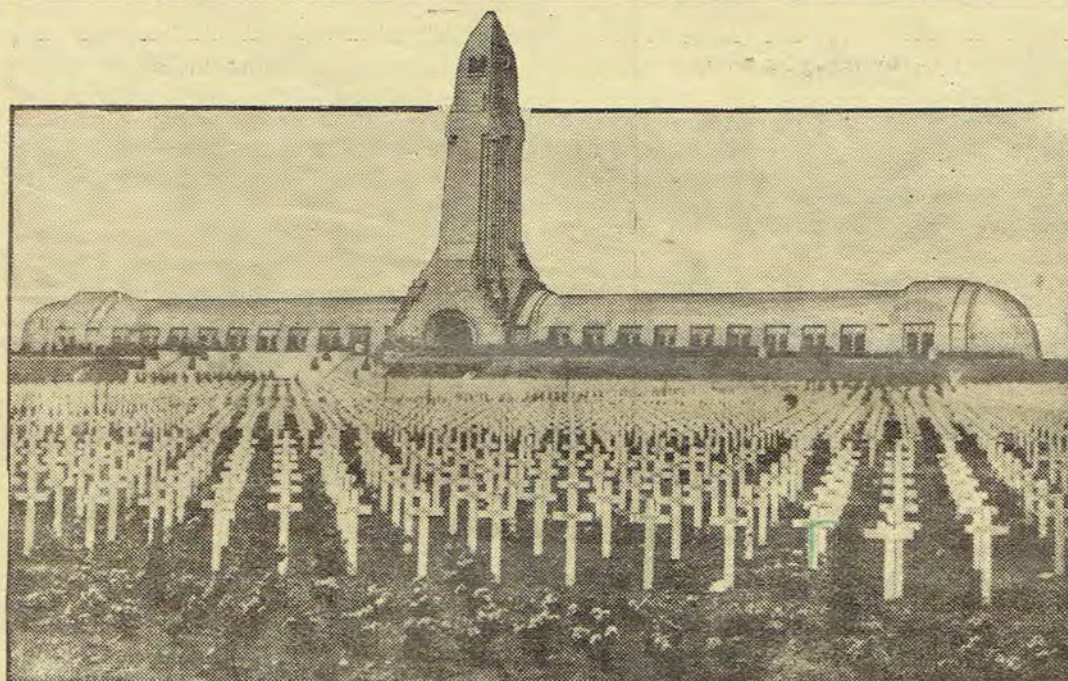
(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Heimat und aller Welt

40 Jahre

Turnverein „Frisch-Frei“ Buchholz.

Wie die „D. Z.“ bereits mitteilte und in kommender Nummer noch eingehender darlegen wird, kann der bekannte Buchholzer Turnverein „Frisch-Frei“ auf ein 40jähriges Bestehen zurückblicken. In vorbildlicher Weise hat er während dieser 4 Jahrzehnte das kostbare Erbe Ludwig Jahns betreut. Auf Ehrenblättern seiner Chronik ist eingetragen, was er so im Dienste des Volkes geleistet. Beistehendes Bild zeigt den Spielmannszug mit seinem bewährten Leiter Alfred Lötisch (in der Mitte sitzend), links und rechts die seit der Gründung 1896 noch aktiv Beteiligten: Martin Mitte, Anton Tor sen. mit 72 J., Paul Vanger, Paul Müller und Woldemar Rebentrost (2. Reihe rechts außen). Mit ihnen erfolgte 1930 die Gründung des GauSpielmannszuges, wo auch die technische Leitung von unserem Dirigenten Alfred Lötisch übernommen wurde.



400 000 Verdun - Kämpfer ruhen hier den ewigen Schlaf.

Nebstehend zeigen wir das riesige Totenhaus, das in Douaumont bei Verdun zur Erinnerung an die 400 000 Gefallenen der furchtbarsten Schlacht des Weltkrieges feierlich eingeweiht wurde. Der erschütternde Eindruck der weiten Grabkreuzfelder rings um das Monument veranlaßte die beiden Redner, Staatspräsidenten Lebrun und Kriegsminister Boncour keineswegs zu dem Ruf: „Nie wieder Krieg“, sondern vielmehr zu dem Appell „Mehr Sicherheit!“



Die Gerhart-Hauptmann-Festspiele in Schreiberhau.

Zu Ehren ihres Landmannes Gerhart Hauptmann, der im November seinen 70. Geburtstag begehen kann, veranstalten die Einwohner des schlesischen Städtchens Schreiberhau Gerhart-Hauptmann-Festspiele, bei denen alle Haupt-Figuren der Hauptmann'schen Dramen in einem reizvollen Vorspiel vereinigt waren. Unser nebenstehendes Bild zeigt eine Gruppe aus „Hanneles Himmelfahrt“: Lehrer Gottwalt, Hannele und eine der „Tulpen“.